Der dunkle Punkt

Skizze von Wilfred v. Oven.

Sie hatte sich wirklich Mühe gegeben, diesen Abend so nett wie möglich zu machen. Die Stehlampe warf ihr gedämpftes Licht auf den niedrigen, runden Tisch, auf welchem mit liebevoller Sorgfalt Teegeschirr und zierliche Schälchen für Gebäck, Konfekt und Zigaretten aufgebaut waren.

Da saß sie in ihrem tiefen Lehnstuhl, blond, biegsam und 19jährig und sah so aus, als ob sie mit beiden Füßen fest im Leben stünde, als ob sie ihre Angelegenheiten nüchtern und mit unbeschwerter Sachlichkeit regelte. Und ihr gegenüber saß er, das Gesicht im Halbschatten und mit etwas nervösen Lippen an einer Zigarette saugend.

„Mein Zug geht morgen früh", sagte er und bemühte sich, aus seiner Stimme jeden Ton fernzuhalten, der an Abschiedsszenen erinnern könnte, „gegen Abend werde ich in Hamburg sein, und übermorgen fängt die Arbeit an.

Wieder schwieg er und zog den Rauch tief in die Lungen. Auch Ellen sagte nichts, und so hätte man sich den Abschiedskuß geben und nach Hause gehen können, wenn da nicht noch ein dunkler Punkt zwischen ihnen gewesen wäre. Dieser dunkle Punkt war — ein Paddelboot, ein einfaches, niedliches, rotes Faltboot, das sie sich beide zusammengespart hatten, und in welchem sie zusammen so manchen See und manchen Fluß durchquert hatten. Viele schöne Erinnerungen hingen an diesem unscheinbaren Boot.

Nun würde man sich ein Jahr oder länger nicht sehen, würde an den entgegengesetzten Enden Deutschlands seiner Beschäftigung nachgehen. Das Boot gehörte ihnen zu gleichen Teilen, sowohl was die dafür angelegten Spargroschen als was auch die daran haftenden Erinnerungen betraf. Wer sollte es nun bekommen? Und nun dachten sie beide mit der gleichen Intensität an dies schwer zu lösende Problem.

Ellen goß den Tee nachdenklich in die durchsichtigen Tassen und rührte das Stückchen Zucker in der goldhellen Flüssigkeit mit einer Sorgfalt, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Endlich brach Günther das Schweigen: „Weißt Du, da steht bei mir zu Hause noch unser Paddelboot."

Er hielt die Hand in der Tasche seines Rockes und fühlte zwischen den Fingern das Spiel Karten, das er sich extra für diesen Zweck mitgebracht hatte. „Ich hab' mir lange überlegt, wie wir das regeln könnten ..."

„Ja, und Du bist zu dem Schluß gekommen, es mir hier zu lassen, nicht wahr?" unterbrach ihn Ellen. „Aber das gibt es nicht, wir haben das gleiche Anrecht auf das Boot. Darum wollen wir das Los entscheiden lassen."

„Siehst Du", fiel da Günther ein, „zu demselben Entschluß bin ich auch gekommen. Wir wollen das Los entscheiden lassen."

Und schon wollte er das Spiel Karten zum Vorschein bringen, ein Spiel, aus dem er sorgfältig die roten Karten herausgesucht hatte, so daß es nur noch aus schwarzen Karten bestand. Ellen sollte ein von den verdeckten Karten ziehen, und er würde ausmachen, daß Ellen, wenn sie schwarz zöge, das Boot behalten sollte. Das würde ihr den Abschied erleichtern, und zugleich würde sie stets einen Gegenstand besitzen, der sie an ihre Gemeinsamkeit erinnern sollte. Der Plan war wohldurchdacht.

Doch da hatte Ellen schon ihr Handtäschchen geöffnet. „Diese Briefmarke werde ich zur Erde fallen lassen. Sie soll entscheiden. Ist das Bild oben, dann bekommst Du das Boot, ist es unten, bekomme ich es."

Damit brachte sie eine rote Briefmarke aus dem Täschchen zum Vorschein, und ehe Günther noch etwas sagen oder unternehmen konnte, segelte die kleine Marke durch den Schatten des Tisches auf die Erde. Gespannt rückten sie die Lampe näher heran, um das Resultat besser erkennen zu können: die rot bedruckte Oberfläche der Marke lag ihren Blicken zugekehrt. Günther hatte gewonnen.

Resigniert zuckte Ellen die Schultern: „Schicksal, da kann man nichts machen." Und dann eine Nuance liebevoller: „Aber wenn Du erst in unserem Bootchen losptaddeln wirst, dann wirst Du immer an mich denken, nicht wahr!"

Er nickte wortlos und machte eigentlich gar nicht den Eindruck eines glücklichen Gewinners. Zu dumm auch, daß die Ellen ihm den ganzen Plan über den Haufen geworfen hatte. Dann machte er eine Gebärde, die nach stummer Fügung in ein unerbittliches Schicksal aussah.

„Die Briefmarke", sagte er, „will ich zur Erinnerung an diesen denkwürdigen Spruch des Schicksals aufbewahren." Damit bückte er sich schnell und steckte die Marke in die Tasche.

Eine Woche später wollte er Ellen eine Postkarte schicken. Und da er keine Briefmarken bei sich hatte, fiel ihm als letztes jene „Erinnerungsmarke" ein. Er kramte in seiner Brusttasche danach und endlich fand er sie. Doch als er die Rückseite anfeuchten wollte, bemerkte er — daß diese Marke gar keine Rückseite besaß, Ellen hatte zwei gleiche Briefmarken mit den Rückseiten aufeinandergeklebt ...

Die Volkstracht in der Heimatpflege

Der Deutsche hat unter der Auswirkung neuen nationalen Denkens sich mehr und mehr von ausländischen Einflüssen frei gemacht. Er besinnt sich darauf, daß er sich nur dann mit vollem Recht als deutscher Mensch fühlen darf, wenn er sich in seinen Gebräuchen, seinem Wirken und seinem Wollen auf seine Heimatverbundenheit stützt. In unserer Kleidung sind wir leider jahrzehntelang mehr und mehr vom Ausland abhängig geworden, ohne daß hierzu eine Notwendigkeit vorlag. Weil es in Paris oder in London oder anderswo „Mode" war, kleidete man sich nach ausländischem Geschmack. Die alten deutschen Volks- und Heimattrachten sind deshalb mehr und mehr unter diesem Einfluß ausgestorben. Die nüchtern-elegante „städtische" Einheitskleidung hat dies reiche Bild ländlicher Gewand-Kultur zerstört und den Bauern mit vorbereitet für den Zug in die Stadt, wo er die Mieder und Schürzen und seidenen Schultertücher, die Lederhosen und Filzhütl als „Dirndl-Kostüm" und „Salontiroler" auf Maskenbällen wiedersah. Heute wollen wir den Städter zurückführen in das Dorf, zurück an die Arbeit am deutschen Boden, und heute besinnt man sich neben anderem Brauchtum auf die deutschen Bauerntrachten, um dem schlichten Leben des Landwirts seine lebendigen bunten Freuden zu geben. Freilich würde es nicht den Anforderungen heutiger Gesundheitspflege und Hygiene entsprechen, wollte man zu den alten schweren Tuchen, zu der Frauenkleidung mit 14 Unterröcken u. a. zurückkehren. Aber in Anknüpfung an die alten Schnitte an die heimische Formen- und Farbenwahl sucht man mit den neuen Stoffen eine bodenständige Tracht zu schaffen: „Wie würde die alte Tracht dieser Gegend aussehen, wenn sie sich ununterbrochen organisch weiterentwickelt hätte?", das ist die Frage. Von den verschiedensten Heimatorganisationen ist deshalb der Gedanke aufgegriffen worden, wieder eine Heimatkleidung nicht für den Sonntag sondern auch für die Arbeit zu schaffen, die sich an die alten Trachten unserer Vorfahren anlehnt. Vorbildliches haben auf diesem Gebiet bisher der „Heimatbund Oberharz" und die Kunstgewerbeschule Hannover geleistet. Diese günstigen Erfolge sollten dazu anregen, ähnliche Versuche in allen deutschen Heimatgebieten zu machen. Man glaube nur nicht, daß es nur in einigen Gegenden Deutschlands Volkstrachten gegeben hat. Wer einmal in der alten Familiengeschichte oder in der Gemeindechronik nachblättert, wird feststellen, daß unsere Groß- oder Urgroßeltern ihre Heimattracht trugen. Vielfach haben sie sie sich selbst gesponnen und gewebt. Dieser alte Brauch, nach neuzeitlichen Gesichtspunkten über Gesundheitspflege gestaltet, soll nach dem Willen der nationalen Regierung überall neu geweckt und gefördert werden. Wenn dabei nach den Erfahrungen, die anderwärts bereits gemacht worden sind, gehandelt wird, dann werden wir sehr bald wieder in Deutschland unsere alten Volkstrachten besitzen als äußeres Zeichen der engsten Verwachsenheit der deutschen Menschen mit der deutschen Heimat.

Warburger Warte

WARBURGVM.

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 14 | 21. Februar 1934 | 8. Jahrgang

Was ist geschehen auf Schloß SALURN?

Roman von Lilian v. Kusenberg

Urheber-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück/Sa

(11. Fortsetzung)

Nell saß ohne sich zu rühren. Sie wurde langsam starr am ganzen Körper. Jetzt kam es ... Warum hatte sie nicht früher mit Salurn über den Abend gesprochen? Und dann schoß ihr die glühende Röte in die Stirn....

„Weshalb hat sich denn Randall so viel davon versprochen?" erklang wieder die Stimme des Kommissars. Und die des Obersten dagegen, erregter, wie außer sich:

„Wir hatten keine rechtsgültigen Beweise in der Hand, verstehen Sie, eine Haussuchung im Schloß Salurn konnte ich nicht vornehmen lassen, es lag kein Anlaß dazu vor. Oberleutnant Randall wollte unauffällig in der Bibliothek des Grafen Umschau halten — zu diesem Zweck hat er mit meiner Nichte, Fräulein von Varena, versucht, ein Zeichen auszumachen. Sie sollte den Grafen durch einen harmlosen Flirt festhalten und Randall wollte sich unterdessen oben umsehen! Sie können mir glauben, wie sehr es mir gegen mein Gefühl ging, meine Nichte in derartiges zu verwickeln. Aber schließlich stand ungeheuer wichtiges auf dem Spiel, und ich wollte nichts unversucht lassen ..."

Wieder knirschte der Kies, die Schritte entfernten sich.

„Und was haben Ihre Nichte und Herr Randall beobachtet?"

Undeutlich klang die Frage des Kommissars zurück. Die Antwort des Obersten war nicht mehr zu verstehen ...

Die beiden Menschen, die auf der Bank saßen, rührten sich nicht. Es war kein Laut zwischen ihnen, keine Bewegung.

Fern war das Wetterleuchten, es warf zuckende Lichter zwischen die Bäume und versank wieder in Schwärze.

Nells Hände sanken langsam an beiden Seiten ihres Körpers herab. Und dann spürte sie Salurns Blick auf sich. Wie unter einem Zwang hob sie den Kopf.

Und sah seine Augen, ohne Lächeln mehr, fragend, ernst und in einer kalten Traurigkeit auf sich gerichtet.

Nell zuckte zusammen. Sie wollte sprechen, aber sie brachte keinen Ton über ihre Lippen.

„Nell ...?"

Sie hörte seine Stimme, eine Stimme, die ihr unsäglich fremd klang, die eine Entfernung zwischen ihnen aufriß, die wie ein Abgrund war. Diese Stimme, in der kaum noch Frage lag, sondern nur noch hochmütige Abwehr — gehörte sie demselben Mann, der sie noch eben im Arm gehalten?

Nell sprang von der Bank auf. Sie starrte ihn an, sah auch ihn langsam aufstehen.

Ein Gefühl von Verzweiflung und Schwäche überkam sie, es war so stark, daß sie davon fast umgeworfen wurde. Sie spürte glühende Tränen aufsteigen und hatte nur noch das eine hilflose Gefühl: Fort — fort — —.

In einer taumelnden Bewegung wandte sie sich um und lief durch das Parkdunkel. Es war eine Flucht, und sie sah vor Tränen nichts, als sie endlich, gehetzt und atemlos, das Haus erreichte.

Noch einmal wandte sie sich um.

Aber es kam niemand hinter ihr her...

8. Kapitel.

Peter wachte aus einem bleiernen Schlummer auf, als die Wache an seine Tür kam. Verschlafen setzte er sich in die Höhe.

„Was ist denn?" murmelte er.

„In drei Minuten fertig zum Verhör!" scholl es von draußen.

Peter starrte zur Tür. Das war doch nicht möglich! Das Verhör war doch erst auf fünf Uhr festgesetzt worden? Warum holte man ihn denn dann schon so früh?

In seinem Kopf war ein unerträgliches Summen und Brummen, so daß er kaum seine Gedanken zusammen bekam. Langsam wandte er sich dem Fenster zu. Herrgott — die Sonne schien ja schon ganz schräg! Es war ja fünf Uhr! Wie hatte er denn so lange schlafen können?

Er sprang auf, aber bei der ersten Bewegung taumelte er wieder auf sein Lager zurück. In seinem Kopf war ein Gefühl, als ob tausend Mühlräder sich drehten. Ein entsetzlicher Schwindel befiel ihn.

Ich werde doch nicht schlapp machen, dachte Peter, das wäre ja noch schöner! Das ist mir doch im ganzen Leben noch nicht passiert! Das sieht ja so aus, als ob ich Angst hätte, wie ein hysterischer Backfisch!

Wieder versuchte er auf die Füße zu kommen, und abermals verließen ihn die Kräfte. Am ganzen Körper brach ihm kalter Schweiß aus, und er fühlte, wie seine Zähne gegeneinander schlugen.

Während er auf der Bettstatt zusammengesunken hockte, versuchte er seine Gedanken zu sammeln ...

Die Erinnerung kam ihm zurück, verworrene Bilder aus den Nachtstunden. Ah — jetzt wußte er es wieder — Guri war dagewesen — Guri ...

Was hatte sie doch gewollt? Peter hielt seinen schmerzenden Kopf und versuchte, sich die Ereignisse der Nacht klarzumachen.

Und dann fuhr er in die Höhe, wie gestochen. Den Brief — den gelben Brief, den sie ihm gegeben hatte! Der geheimnisvolle Brief mit dem braunen Kreuz und der Adresse des Grafen Salurn! Der Brief, dessen Inhalt ihn bei dem Verhör entlasten sollte.

Mit unsicherer Hand tastete Peter unter sein Kopfkissen. Es hätte ihn nicht gewundert, wenn der Brief, so absonderlich wie er aufgetaucht, auch wieder verschwunden wäre.

Aber nein — der Brief war da!

Also war es kein Traum — Guri war wirklich dagewesen!

Und dann? Was war nachher gekommen? Peter versuchte, sich durch seine schmerzenden Gedanken hindurchzuquälen. Er hatte den Brief unters Kopfkissen gelegt und war noch ein bißchen eingedöst. Und dann war er aufgewacht, als die Wache ihm das Frühstück brachte.

Aber da hatte er noch nicht die geringsten Zeichen von Krankheit an sich gespürt. Im Gegenteil. Es hatte sich sogar wieder etwas Übermut in ihm geregt, wenn er an seinen schönen, nächtlichen Besuch dachte ...

Er hatte auf dem Bett gelegen und vor sich hingeträumt, lauter Luftschlösser, und die Königin darin war blond und hatte die blauesten Augen von der Welt ...

Ab und zu hatte er den Brief herausgezogen und war bei seinem Anblick jedesmal wieder in einen Zustand glücklicher träumerischer Verliebtheit hineingeraten.

Krank? Nein! Er hatte sich noch nie so glücklich gefühlt wie heute morgen, wenn auch anders wie sonst ... aber schwindlig und elend? Nicht im geringsten!

Ja, und dann war der Wärter gekommen, und Peter hatte noch gerade rasch den Brief beiseite stecken können, da stand er schon mit seinem Tablett mitten in der Zelle. Und — ja, dann nach dem Essen mußte er eingeschlafen sein. Richtig! Kaum war er fertig, hatte er sich furchtbar müde gefühlt, als ob er einen Gewaltmarsch hinter sich hätte. Dann war er wohl eingeschlummert — ja, er hatte geschlafen bis jetzt!

Mit einem Ruck wurde Peter aus seinem Grübeln gerissen. Gleichzeitig mit einem kurzen Klopfen traten zwei Wachen mit Karabinern über die Schwelle.

„Zeit zum Verhör, Herr Leutnant!"

Peter versuchte, sich auf die Füße zu stellen. Aber er schwankte und sah so erbarmungswürdig aus, daß es den beiden Soldaten sofort auffiel. Mochten sie es nun für Angst oder Aufregung halten — der eine jedenfalls griff ihm mit fester Hand unter die Arme, während der andere hinausging, um ein Glas Wasser zu holen.

Wie Peter in das Verhörlokal gekommen war, wußte er kaum mehr. In seinem Kopfe drehte es sich noch immer wie ein Mühlrad.

Er unterschied einen langen Tisch mit verschiedenen Militärpersonen — sein Onkel und Randall waren darunter — und neben seinem Onkel ein Fremder, den er nicht kannte. Mit äußerster Mühe hielt er sich auf den Füßen.

„Sind Sie krank, Leutnant Berka?" fragte einer von den Anwesenden.

„Ich? Nicht daß ich wüßte!" murmelte Peter, aber im nächsten Augenblick wäre er beinahe umgestürzt.

Jemand schob ihm einen Stuhl hin. Peter hielt sich an der Lehne fest. Wie aus weiter Ferne hörte er Stimmen.

„Gestehen Sie, Leutnant Berka, daß Sie von Graf Saluru aufgefordert worden sind, ihm Aufzeichnungen über die Grenzbefestigungen zu verschaffen?"

Graf Salurn? Grenzbefestigungen? Wieder diese Fragen, die ihm vorkamen, als ob man mit ihm chinesisch spräche!

„Ich weiß überhaupt nicht, was Sie meinen", sagte Peter matt. „Ich haben den Grafen e i n m a l in meinem Leben gesehen, als alle Offiziere des Regiments bei ihm eingeladen waren, vorgestern abend."

„Sie wissen nichts von einem gelben Kuvert, in dem sich die gestohlenen Aufzeichnungen befunden haben sollen?"

Gelbes Kuvert! Hallo — g e l b e s K u v e r t!

„Ich — warten Sie einen Augenblick ..." Aufgeregt langt Peter nach seiner linken Brusttasche. Mit zitternden Fingern holt er den gelben Umschlag heraus.

Jemand reicht ihn hinüber an den Verhandlungstisch.

Tiefe Stille. Man hört nur das Knistern des Kuverts, wie es mit dem Papiermesser aufgerissen wird.

Und dann plötzlich einen beinahe röchelnden Laut des Obersten ... Ein Gewirr von Stimmen, die sich überschlagen.

„Ist es möglich?"

„Sehen Sie her, meine Herren!"

„Die Beweise, Herr Oberst!"

„Geben Sie her, sind es die richtigen —?"

„Bitte zu prüfen, Herr Oberst!" Es ist die amtliche Stimme des Kommissars, des einzigen, der ruhiggeblieben ist. „Sind es die vermißten Stücke?"

Einen Augenblick Stille. Vollkommene Lautlosigkeit. Dann die Stimme des Obersten, tonlos, murmelnd:

„E s s i n d d i e v e r m i ß t e n P a p i e r e a u s m e i n e m S a f e!"

Wie durch einen Schleier sah Peter die aufbrausende Erregung, die durch die vor ihm Sitzenden fuhr. Sah die erregten Gesichter, Randalls streng zusammengefaßte Züge, die graue Blässe des Obersten, der starr aufgerichtet saß ...

Eine Maschine begann zu klappern, eine eintönige Stimme leierte ein Protokoll. Papiere knisterten ...

Eine Stimme erklang. Peter würde sie bis an seine letzte Stunde hören:

„Wenn auch nicht alles schwarz auf weiß dastünde, man sieht ihm ja seine Schuld auf hundert Meter Entfernung an ..."

Und dann spürte Peter einen scharfen, stechenden Schmerz am Kopfe ... Dann wußte er nichts mehr von sich.

Papiere wurden zusammengeschoben, Stühle rückten. Eine Stimme sagte, sie war hart und brüchig:

„Lazarett! Strenge Einzelhaft bis zum Beschluß des Kriegsgerichts!"

*

„Onkel! Du bist schon zurück?"

„Ja — eben."

Der Oberst saß an seinem Schreibtisch. Er sah nicht auf, bemerkte nicht die Blässe auf den Zügen seiner Nichte, die zur Tür hereinkam.

„Und — Onkel? Wie steht es mit Peter? Ist er frei?"

„Frei?" Der Oberst wandte ihr sein Gesicht zu, das verfallene Gesicht eines plötzlich gealterten Mannes.

„Ja, ist er denn n i c h t frei?"

Abwesend strich der Oberst über die Schreibtischplatte. Er schüttelte nur stumm den Kopf.

„Onkel", Nell war zu ihm hingestürzt, „so sprich doch! Wie war das Verhör? Hat Peter sich denn nicht rechtfertigen können?"

„Laß, Nell!"

„Nein Onkel, du mußt sprechen. Um Gottes willen, so rede doch! Was ist mit Peter?"

„Ich w i l l über diese Dinge nicht sprechen, Nell! Bitte geh jetzt und laß mich allein!"

„Nein, Onkel, nein!" Nell war neben ihm hingekniet und hielt seine Hände umfaßt, „quäle mich doch nicht so! Sag' mir doch nur e i n Wort! Du weißt doch, wie ich an Peter hänge! Hat er sich denn nicht rechtfertigen können?"

„Nein!"

Hart und schneidend fiel das Wort. Nell zuckte zusammen.

(Fortsetzung folgt)

Kopps Brautwahl

Tierskizze von Otto Boris

Ganz jung und harmlos waren sie noch, als man sie ihrer Freiheit beraubte und in den Käfig setzte. Kopp hieß der größere der beiden Uhus, der kleinere Knapp. Ihr Besitzer war ein alter, naturliebender Baron, der seine letzten Tage in Frieden auf seinem Landbesitz zubringen wollte. Kopp, wesentlich größer, hatte einen dicken Kopf, robuste Fänge und rollte bei jeder Gelegenheit grauslich mit den großen Kulleraugen, wobei er mit den Ohren wie ein Waldteufel spielte. Knapp war ungleich zarter und auch heller im Gefieder.

In der Nähe des Geflügelhofes lebten sie in getrennten Käfigen, aber immerhin so dicht nebeneinander, daß man sie für Flurnachbaren ansprechen mußte, leider für solche, die sich nie was Freundliches zu sagen haben. Sie nahmen kaum von einander Notiz. Da trat ein Umschwung in ihr Leben. Knapp legte eines schönen Februartages zwischen fünf und sechs Uhr nachmittags in Gegenwart des Barons ein Ei. Als es grau unansehnlich und nur mit einer dünnen Lederhaut bekleidet in den Sand des Käfigs klackte, rückte der alte Herr die Brille zurecht, strich erregt über den Scheitel und erstrahlte. „Also dieses ist ein Weibchen", schloß er richtig, „obwohl es kleine ausgefallen ist. Ich will Kopp dazutun."

Kopp öffnete die Augen zu ihrer ganzen Größe, als er sich plötzlich in solch unmittelbare Nähe seiner Nachbarin versetzt sah. Die Knäppin knappte, plusterte sich nach Kräften und wich ängstlich zurück, Kopp fauchte und tat ein paar eckige Schritte auf sie zu. Da wandte er sich, wackelte er auf das Ei los und — verschlang es.

Der alte Herr sagte schlicht: „Na, so ein Luder!" Dann fing er den Uebeltäter, verhüllte ihn und nahm ihn auf den Krähenstand mit, da die Schwarzmäntel eben anfingen zu Holze zu ziehen.

Kopp mochte das Erlebnis mit dem Ei sehr nachgehen. Er wankte unaufhörlich auf der Balancierstange hin und her, breitete ständig die Schwingen aus wie ein Seiltänzer und würdigte die Krähen und Kleinvögel, die ihn heute im Uebermaß belästigten, keines Blickes. Der alte Herr schoß zwei Doubletten, dann ertrug er den Mordsspektakel nicht mehr und gab Schnellfeuer. Mit Kopp war an diesem Tage eine Veränderung vorgegangen.

Fortan trug er die Mäuse, die er aufgetischt kriegte, sinnend im Schnabel herum, legte sie zuweilen zerstreut in ein Käfigecke, maß sie noch einmal mit einem letzten durchdringenden Blick und — ließ sie lieger

Auch der alte Herr sann. Als er die Nachricht erhielt, es halte sich in der Forst südlich des Spirdings ein einzelner Uhu auf, gab er in der Zeitung bekannt: „Setze heute einen ausgewachsenen Uhu von stark brauner Färbung zwecks Paarung mit einem freilebenden Exemplar aus, um dieses seltene Naturdenkmal unserer Heimat zu erhalten. Nachrichten über den Verbleib des Vogels erbitte ich gegen Belohnung."

Ein paar Tage strich Kopp ums Haus, dann ließ er sich nicht mehr sehen. Erwartungsvolle Zeit folgte. Da stürzte um die Dämmerstunde die Magd Karline aus dem Kälberstall, fiel dem Baron zu Füßen und schrie: „De Düwel, de Düwel!" Der alte Herr ließ sie liegen und schritt in den Stall. In der Dunkelheit hockte ein unheimliches Wesen auf der Futtertonne und rollte ein paar glühende Augen. „Kopp, Du Luder!" rief der Baron und ergriff einen Besen, um die „Mahr" aus dem Stall zu scheuchen. Aber siehe, jetzt begann Kopp über den Kälbern zu schweben. Diese hoben wie auf Befehl die Schwänze und fingen an zu tanzen. Einige blökten sogar vor Schreck. Endlich gelang es, das Untier zu verscheuchen. Kopp hatte bereits etwas von der Süße der Freiheit gekostet und wahrte den Abstand zwischen sich und den unbefiederten Zweibeinern.

Die nächste Nachricht brachte die Schusterfrau Klebbe. Sie nahte mit tiefen Danksagungen. Ihr Mann wäre einer vordenen, die zu viel Gedanken hätten, diese ins Wirtshaus trügen und sie dort bis weit über die Polizeistunde hinaus verspännen. Gestern sei ihm auf dem Nachhausewege ein Nachtgespenst auf den Nacken gesprungen. Ihr Mann glaube an den Teufel, sie aber glaube an Herrn Barons Kopp.

„Ist er stark beschädigt?" fragte der Baron.

Die Frau strahlte: „Eine blaue Nase hat er und Risse auf dem Kopf wie ein Husar nach dreißig Schlachten. Heute mußte ihm der Lehrjunge etwas Schnaps ins Haus holen. Ich bedanke mich vielmals, Herr Baron!"

Sie ging, und der alte Herr dachte: „Wenn Kopp so weiter macht, kommt er nicht zum Eierlegen!" Ganze fünf Tage verstrichen, da stellte sich Mangel an Jungkatzen im Dorfe ein. „Er wird!" sagte sich der Baron und zahlte mit Behagen einen Altkater, bei dem die Begutachtung ergab, daß er wohl nie mehr werde mausen können. Das blieb nun für längere Zeit das letzte Lebenszeichen Kopps.

Eines Nachts trieb den alten Herrn ein Fauchen, Gurren, Knappen und Flügelschlagen in der urigen Ulme vor seinem Turmfenster aus dem Bett. Im matten Schimmer des Mondlichts sah er zwei ringende Flugdrachen. Eingreifen konnte er nicht, da er überzeugt war, todsicher den Falschen zu treffen. Als aber Federn stiebten, riß er das Fenster auf und warf einen Polsterhocker in die Ulme. Der eine Ruhestörer riß sofort aus, der andere blockte zuvor auf und rief ihm zum Abschied sein greuliches Huhu zu. „Schade um Kopp", sagte der Baron, „es ist wohl selbst ein Weibchen!" Eine gründliche Nachsuche ergab, daß sich die Uhus im Park weitergerauft hatten. Auch an Knäppins Käfig lag eine Feder.

Seit diesem Ereignis war das Weibchen von einer Unruhe beseelt, die auf außergewöhnliche nächtliche Erlebnisse schließen ließ. Ohne jede Rücksicht auf die eigene Gesundheit legte sie völlig unbeherrscht von der Stange herab ein weiteres Ei. Obwohl es platzte, umgab sie es mit dem eigenen Gewölle, das sie sorgsam zusammentrug. Auch Zweige und Federn, die der alte Herr ihr bot, verwendete sie bei dem Nestbau.

Es war klar, die Dinge drängten zur Entscheidung. Der Baron überlegte: Die nachweislich weibliche Knäppin mußte feststellen, ob der fremde Uhu ein Männchen oder ein Weibchen sei. Aus diesem Ergebnis konnte man dann ungefähr auf Kopps weitere Laufbahn schließen. Also sollte der Käfig in der nächsten Nacht offen bleiben. Der Baron selber wollte ansitzen.

Gegen elf Uhr erschien der Waldspuk. Am Käfig und im Garten wurde es nun recht lebendig. Aus allem war ersichtlich, daß einer der Vögel versuchte, den Käfig zu halten. Es blieb nichts übrig, als die Morgendämmerung abzuwarten ...

In der ersten Frühe bot sich dem Baron ein merkwürdiges Bild. Im Käfig taten zwei mächtige Gestalten miteinander zärtlich. Sollte Kopp etwa doch ein Männchen sein? Bei allen Heiligen, er gab sich Mühe, seine Pflicht redlich zu erfüllen. Inzwischen begutachteten beide gemeinsam das begonnene Nest. Kaum entdeckten sie aber den Baron, so strich der fremde Vogel ab, und Kopp folgte.

Im Käfig fanden sich Federn und reichlich Blut. Das bedeutete nichts Gutes. Die Nachsuche förderte die unglückselige Knäppin ans Licht. Sie lag schwingenmatt, übel gerauft in einer Parkecke. Nach ein paar Tagen verschied sie. Es war klar: Kopp hatte sich an der Ermordung der entarteten schwachen Käppin nicht nur beteiligt, sondern er hatte seine Helfershelferin, das wilde Uhuweibchen, eigens zu dem Zwecke hergeführt.

Tröstlich allein war die Tatsache, daß die beiden Ausreißer einen tüchtigen Horst anlegten und kräftige Junge zogen. Oft noch fährt der alte Baron zu ihm hin und freut sich, wenn Kopp durch Fauchen, Knappen und Sträuben zu erkennen gibt, daß er seinen einstigen Herrn nicht vergessen hat.

Bedeutsamer Manuskriptfund in Kairo.

Die bislang überragende Bedeutung des römischen Rechts wird mit dem Umschwung in Deutschland auch für unser deutsches Rechtsleben ein Ende nehmen. Vom wissenschaftlichen Gesichtspunkt aus verdienen indessen alle Tatsachen, die in Verbindung mit den bisher die Rechtsverhältnisse in Europa maßgebend beeinflussenden römischen Rechtsanschauungen stehen, auch weiterhin Beachtung. Unsere Kenntnis des römischen Rechts stützt sich weitgehend auf die von dem deutschen Gelehrten Niebuhr entdeckten Institutionen des Gajus, eines unter Mark Aurel lebenden Rechtsgelehrten. Das Werk des altrömischen Juristen wies aber bestimmte Lücken auf, die kürzlich durch die zu Kairo erfolgte Entdeckung eines etwa ein Dutzend Seiten starken Manuskripts erfreulicherweise zu einem guten Teil geschlossen werden konnten. Das wertvolle Pergament wurde von der italienischen Regierung angekauft.